Die Welt der Frau



Beilage zum „Posener Tageblatt"



Nr. 24. Posen, den 25. November **1928**

Auf dich kommt es an.

Du bist nur einer in der Menge,
Doch kommt es auf den einen an,
Damit dein Volk sich aus der Enge,
Aus Leid und Not befreien kann.

Nicht dir allein gehört dein Leben;
Als Teil von deines Volkes Kraft
Sollst du dich über dich erheben.
Die Zukunft fordert Rechenschaft.

Darum sei immerfort am Werke,
Um frisch, gesund, bereit zu sein,
Dich stets in voller Jugendstärke
Dem Werk fürs ganze Volk zu weih'n.

Selma Lagerlöf.

Vor 70 Jahren war es, da saßen am späten Abend des 20. November auf dem alten Herrenhof Morbacka in Vermland zwei alte Frauen bei einem gemütlichen Täßchen Kaffee und plauderten. Sie konnten es sich schmecken lassen, die beiden Alten, denn drüben weinte das Neugeborene, das Enkelkindchen der Frau Lagerlöf, und das Aergste war überstanden. Pastorin Wennervik aber, die Freundin und Nachbarin, zog ein Spiel Karten aus ihrem Ridikül, um der neuen kleinen Erdenbürgerin Zukunft zu erforschen und prophezeite ihr viel Mühe und Plage, weite Reisen und viel Arbeit mit Büchern und Papier. So wunderbar begann das Leben der kleinen Selma Lagerlöf, und viel Seltsames umspann auch das Vaterhaus, den kleinen Herrenhof im sagenreichen Vermland. Das Leben im Elternhaus beschreibt sie selber liebevoll mit folgenden Worten: „. . , Es war ein kleines Gehöft mit niedrigen Wirtschaftsgebäuden, die von hohen Bäumen überschattet wurden. Früher einmal war es ein Pfarrhof gewesen, und es war, als hätte ihm das ein Gepräge aufgedrückt, das es nicht verlieren könnte. Man schien dort größere Liebe zu Büchern und Studien zu haben als anderswo, und immer lag ein stiller Friede über diesem Hause. Da durfte niemals ein Jagen bei der Arbeit oder ein Zank mit dem Gesinde vorkommen. Haß oder Zwietracht durfte es da auch nicht geben, und wer sich dort aufhielt, durfte das Leben nicht schwer nehmen: die allererste Pflicht war, sorglos zu sein und zu glauben, daß der liebe Herrgott für jeden, der in diesem Hause lebte, alles zum Besten lenkte. In dieser Luft wuchs Selma Lagerlöf heran, phantasievoll und träumerisch, den meisterhaft erzählten Geschichten der Großmutter und einer Tante, der Propstin Hammagren, lauschend, besonders dem lebensprühenden Vater und der jüngeren Schwester verbunden. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche fielen in die Kinderzeit, sie wählte die Stoffe aus ihren Büchern und schrieb frisch und unbefangen darauf los; wie eine Erleuchtung kam ihr dann als 15jährige der erste Reim, und jahrelang legte sie sich nun aufs Verseschmieden, „früh und spät, Tag und Nacht". Auf einer Hochzeit, an der sie als Brautjungfer teilnahm, wurde eine Bekannte des Hauses auf ihre Begabung aufmerksam, und ihrem Rat folgend, verließ Selma, 22jährig, die geliebte Heimat, um Leben und Welt kennen zu lernen und ihr Lehrerinnenexamen zu machen. In den Jahren des Studiums ruht ihre schriftstellerische Tätigkeit, aber sie beschreibt in „Ein Stück Lebensgeschichte", wie sie der Saga ansichtig wurde, die erzählt werden wollte, und wie sie sie lange mit sich herumtrug, ohne ihr Leben geben z können. Viele Irrwege mußte sie durchlaufen, bis einige Kapitel dieser Saga, ihres späteren „Gösta Berling", in Novellenform einen Preis gewannen, und die Zeitschrift „Idun" sich bereit erklärte, den Roman nach seiner Beendigung zu drucken. Nun war der Bann gebrochen; von der alten Freundin, Baronin Adlersparre, beraten und unterstützt, nahm sie, die inzwischen Lehrerin in Landskrona geworden war, ein Jahr Urlaub, um sich dem „Göta Berling" zu widmen, der 1891 erschien. Von 1894 an konnte sie ganz ihrer Kunst leben, mit der verwitweten Mutter zusammen in Falun, nahe der verheirateten Schwester. Ein Stipendium des Königs, das ihr im selben Jahr zuteil wurde, ermöglichte ihr weite Reisen, die in mehreren ihrer Bücher Frucht trugen. Und doch möchte man sagen, daß aus all ihren Büchern uns nordische Luft anweht. In Selma Lagerlöfs Werken rauschen die unendlichen Fichtenwälder Schwedens, träumen seine weiten Seen, spinnt nordisch-dämmernde Sommernacht ihren Zauber, lastet die Dunkelheit winterlicher Tage: der bunte Reigen ihrer Gestalten, die tollen und lebensfrohen Kavaliere, der schwerfälligere und ehrenfeste Ingmar Ingmarsson, die biederen frommen Dalarnebauern in Jerusalem, die Frauen in ihrer überquellenden Daseinslust oder in ihrer Einfalt und ausharrenden Treue, sie alle haben ihre beste Kraft aus dem Heimatboden gesogen und sprechen eine Sprache, wie sie nur dieses Land sprechen kann, melodisch und voll einfacher Größe. Und wunderbar: wie ihr Werk, aus Heimatquellen gespeist, sich zur Vollendung rundet, so schließt sich auch der Kreislauf ihres Lebens im Elternhaus auf dem alten Herrenhof, den sie neu erwarb und ausgestaltete. Dorthin, nach Marbacka, werden am 20. November Gedanken und Wünsche aus aller Herren Länder ziehen zu der Gutsherrin, der klaren gütigen Frau, ohne die die Welt ein Teil trüber und farbloser wäre.

Was ist Bildung?

Die Bildung wird heute höher als je in der Welt geschätzt. Es ist das allgemeine Streben, zu der Reihe der „Gebildeten" zu gehören. Was aber versteht man unter Bildung?

Ich hörte einmal jemanden sagen: „Einen Menschen, der nicht Französisch und Englisch sprechen kann, halte ich nicht für einen gebildeten Menschen." Ein anderer rechnet wohl zur Bildung, daß man über Raffael, Michelangelo und Rembrandt Bescheid weiß und den Faust nicht nur vom Hörensagen kennt. Kurzum: im allgemeinen versteht man unter „Bildung" den Besitz von Kenntnissen der verschiedensten Art, die Möglichkeit, in einer Gesellschaft über alle vorkommenden Themen mitzureden. Bildung wäre also, nach oberflächlicher Ansicht, gleichbedeutend mit Schulwissen.

Gewiß tun auch Wissen und Kenntnisse das ihre dazu, einem Menschen Bildung zu verleihen, im Grunde aber sollte man dem eigentlichen Sinn des Wortes tiefer nachgehen. Unter Bildung ist zu verstehen, daß der Mensch *sich selber heranbildet*, sich, seiner Seele und seinem Gemüt die ihm gemäße Form gibt, wie der Bildhauer aus Ton oder Stein das Gebilde schafft, das ihm vorschwebt. Dem einzelnen Menschen ist eine große Macht über seine eigene Seele gegeben, sie ist wie Wachs in seiner Hand, und er muß sie kneten. Kenntnisse und allgemeines Wissen *sind nur die Werkzeuge* und Hilfsmittel dazu. Im Grande lernen wir das alles wohl nur, um uns ein Vorbild schaffen zu können, dem wir nacheifern sollen. Wenn wir von den großen Menschen einer vergangenen Zeit hören und lernen, so geschieht das wohl nicht nur, damit wir Bescheid wissen: dieses und jenes ist damals zu einer bestimmten Zeit geschehen — sondern im tiefsten Grunde lernen wir es nur, damit wir begreifen, *wie groß ein Mensch sein kann*. Wir sollen Bewunderung für heldenhafte und edle Taten, für große und erhabene Gedanken, für geniale, kraftvolle Werke lernen; nicht das Aufstapeln der Kenntnisse in unseren Gehirnkammern ist das eigentlich Wichtige, sondern daß sie uns Anlaß geben zu Bewunderung und Ansporn zu Nacheiferung. Wo das nicht eintritt, ist die sogenannte „Bildung" nur ein äußerer Firnis, gleichwertig etwa den guten Manieren, die ja auch nicht überschätzt werden dürfen, da sie sehr häufig nicht aus dem Herzen kommen, sondern nur etwas Angelerntes sind. Auch ein Mensch ohne gute gesellschaftliche Manieren und ohne das Allgemeinwissen, das wir von den heutigen Gebildeten verlangen und als selbstverständlich voraussetzen, kann im tiefsten Sinne „gebildet" sein. Haben wir nicht alle schon unter Bauern, Seeleuten, Arbeitern solche Prachttypen getroffen, Kernmenschen, deren Herz wie ein Kristall in rauher Schale lag? Wieviel mehr „wissen" diese Menschen nicht oft als die sogenannten „Gebildeten", wie viel weiter ist ihr Horizont, wiel viel größer ihr Verstehen, wie viel tiefer ihre Erkenntnis aller Wege und Gesetze des Lebens! Sie haben ihre Weisheit nicht aus Büchern geschöpft, sondern nahmen sie auf aus dem gewaltigen Buche des Lebens, das ihnen zu allen Stunden reiche Geschenke gab. Wenn auch vielleicht unbewußt, haben diese Menschen das Ziel erreicht, das dem Menschengeist gesteckt ist: sich selber zu bilden. Wahre Bildung muß von innen heraus, gewissermaßen organisch, wachsen; das von außen Aufgetragene ist wertlos.

Nur bei den äußerlich „Gebildeten" finden wir den berüchtigten Hochmut der „Gebildeten", denn diese Büchergelehrsamkeit, die nicht mit rechter Herzensbildung Hand in Hand geht, macht kurzsichtig und blind für alles andere; sie vermögen nicht zu sehen, daß die „Bildung" eines anderen Menschen turmhoch über der ihren stehen kann, selbst wenn er nicht in allen Wissenschaften zu Hause

ist, ja, selbst wenn er nur mühselig seinen Namen schreiben kann. Der „eingebildete Gebildete“ sollte sich klar machen, daß er selber ja im Grunde nicht weiter ist als ein wandelndes Konversationslexikon — was brauchen wir aber zu einer Anhäufung von Kenntnissen einen Menschen? Da tut der Brockhaus oder der Meyer ja die gleichen Dienste. Einen wirklich „gebildeten“ und darum weisen Menschen kann uns kein Lexikon der Welt ersetzen. Wenn wir es in der Geschichte nachprüfen, werden wir auch wieder finden, daß die wirklich großen Menschen nicht deshalb der Nachwelt überliefert wurden, weil sie unendlich viel „wußten“, sondern, weil sie menschlich Ungeheures bedeuten, weil sie sich „gebildet“ hatten zur höchste nmenschlichen Form.

Aus Charlie Chaplins Vorfilmvergangenheit.

Der große Clown des Films ist nicht nur auf der Leinwand komisch — nein, auch sein Privatleben bietet eine Unzahl der drolligsten Anekdoten, die ergötzlich anzuhören sind. Neuerdings wird eine kleine Chaplin-Geschichte aus der Zeit bekannt, als der „große Charlie“ noch klein und unbekannt war.

Es war bei einem Experimentalvortrage eines bekannten Psychologen und Hypnotiseurs. Charlie saß in einer der vorderen Reihen und verschlang den Vortragenden sozusagen mit den Augen, ihm jedes Wort von den Lippen lesend. Er war so aufmerksam, daß es dem Vortragenden auffiel. Als dieser nun zum zweiter Teil seines Vortrags, zu dem experimentellen Teil, überging, war es ganz natürlich, daß er gerade Charlie aufforderte, sich zu ihm auf die Bühne zu begeben, um in den Experimenten mitzuwirken.

Noch zögerte Charlie, in großer Verlegenheit, aber die Umsitzenden redeten ihm zu und ermunterten ihn: es könne ihm ja nichts geschehen, er solle nur ohne Scheu hinaufgehen. Ja, man schob ihn förmlich nach vorn und die Stufen zur Bühne hinauf.

In seiner ganzen Körperfülle stand der Hypnotiseur neben dem kleinen Charlie, sehr zufrieden mit seinem Objekt, da er mit diesem schüchternen Männchen wie mit keinem anderen experimentieren zu können hoffte. Beruhigend und wohlwollend sagte er: „Sie brauchen nicht nervös zu sein. Nehmen Sie nur hier Platz, es wird Ihnen nichts geschehen.“ Und unter dem Gelächter der Zuschauer nahm der schmächtige Charlie auf dem angewiesenen Stuhl Platz, die Hände artig auf die Knie gelegt und die großen Augen unverwandt auf den Experimentator geheftet.

„Jetzt machen Sie es sich so bequem wie möglich und machen Sie die Glieder schlapp,“ sagte der Experimentator und gab ihm einen Schlag auf die Schulter, damit Charlie sich hinten an den Stuhl anlehnen sollte. Aber als hätte Charlie eine Feder im Rücken, schnellte er gleich wieder nach vorn in seine frühere Stellung.

„Sie sollen sich schlapp machen,“ sagte der Experimentator strenger und drückte Charlie abermals nach hinten. Aber Charlie schnellte wieder nach vorn — ein Anlehnen gab es für ihn nicht. Der Hypnotiseur mußte auf diese Vorbereitung des Experiments verzichten.

„Ich werde den jungen Mann jetzt in einen hypnotischen Schlaf versetzen,“ verkündete der Hypnotiseur. Alle Zuschauer folgten den Vorgängen mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Experimentator näherte seinen Blick Charlies Nasenwurzel, kam ihm ganz nah. Charlies Gesicht begann sich zu bewegen, die Mundwinkel zuckten, die Nasenflügel zitterten. Das Zucken der Mundwinkel verstärkte sich zu einem leisen Lächeln, das Zittern der Nasenflügel wurde zu einer abwehrenden Bewegung. Er begann leise und stoßweise zu lachen.

„Lachen Sie doch nicht, Mann, sondern schlafen Sie ein,“ flüsterte der Experimentator streng.

Charlie schloß gehorsam die Augen. Der Hypnotiseur gestikulierte heftig mit den Händen, als wolle er den unsichtbaren Chor der Schlafgeister dirigieren. Plötzlich blinzelte das Medium mit dem einen, dann mit dem anderen Auge, hob mit Hilfe von Daumen und Zeigefinger die Lider in die Höhe, zog eine Weckeruhr aus der Hosentasche und begann sie geräuschvoll aufzuziehen. Darauf stellte er sie neben sich auf den Tisch. Als er das getan hatte, schloß er wieder treuherzig die Augen. Der Hypnotiseur faßte Charlies linke Hand und hob sie empor, sie ließ sich willenlos heben. Er wollte sie wieder fallen lassen, da verschwand sie plötzlich hinter dem linken Ohr und begann zu kratzen. Das Medium machte eine entschuldigende Bewegung und drückte dem Experimentator herzlich die Hand. Dieser sah sehr böse aus.

„Mein linker Fuß schläft schon,“ versicherte Charlie versöhnlich.

„Hören Sie, ich gebe Ihnen zehn Dollars, wenn Sie jetzt endlich einschlafen und die Befehle ausführen, die ich Ihnen gebe,“ sagte der Hypnotiseur ganz leise.

Charlie lehnte sich nun ernsthaft auf dem Stuhl zurück, und das Experiment schien in vollem Gange zu sein.

„Einen Augenblick,“ flüsterte Charlie, indem er wieder aufwachte: „Wie lange muß ich eigentlich für die zehn Dollars schlafen?“

Dem Experimentator trat der Schweiß auf die Stirn. „Dieser Fall ist um so interessanter, meine Damen und Herren,“ sagte er, „als es sich um einen gewöhnlichen Psychopathen von geringer Intelligenz handelt, der sich insgeheim meinem Willen widersetzt.“

Er nahm nun Charlie gegenüber Platz und begann ihm über Stirn und Schläfen zu streichen.

Aber Charlie hatte „der gewöhnliche Psychopath mit der geringen Intelligenz“ geärgert. „Ja, jetzt warte nur, mein Freundchen!“ dachte er, richtete sich auf, drückte den verblüfften Hypnotiseur auf den Stuhl nieder und bohrte seinen scharfen Blick in die schwimmenden Augen des anderen. Charlies schmächtige Gestalt reckte sich, von seinem Willen angespannt. Die Zuschauer hielten den Atem an . . . was hatte der kleine Mann vor? Wer war das Medium? Wer der Experimentator? Wer der Befehlende und wer der Gehorchende? Wer der Kleine und wer der Mächtige?

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis der Experimentator eingeschläfert war. Charlie hob seine Hand, der Arm sank wie eine leblose Masse nieder. Da eilte Charlie rasch die Stufen der Bühne hinab, als fliehe er vor dem Schlafenden. Sein unbewegliches Gesicht war von undurchdringlicher Einfalt und Harmlosigkeit. Hinter ihm brüllten die Leute vor Lachen. Die Verblüffung über das Experiment, das kaum eine Minute gedauert hatte, war von ihnen gewichen.

Da plötzlich fuhr der Experimentator auf und starrte verwirrt um sich. „Meine Damen und Herren, dieses Individuum besitzt offenbar nicht die notwendige Intelligenz, die tiefere wissenschaftliche Bedeutung des Experiments verstehen zu können.“ Er fühlte einen dumpfen Druck im Kopf und konnte nicht begreifen, wo der kleine Mann eigentlich geblieben war.

Das Handwerkzeug der Hausfrau.

In früheren Jahren unterrichtete ich in dem Hause eines begüterten Fabrikanten. Da hatte ich einmal das Mißgeschick, daß mir am Kleide ein Riß entstand, den ich sofort zu stopfen gedachte, um mich nicht auf dem Heimweg mit zerrissenen Sachen sehen zu lassen. Ich bat um Nadel und Zwirn, konnte dies aber nicht erhalten. Wohl prangte im Wohnzimmer ein schöner Nähtisch, poliert, mit eingelegter Arbeit, aber sein Inneres war bis auf einige verfitzte Wollknäuel — leer! Das Stubenmädchen wurde herbeigerufen, auch sie besaß keine Nähnadel; die Köchin aber war ausgegangen. Da kam der Herr des Hauses früher als sonst aus der Fabrik herüber, und siehe da!, er trug in seiner Brusttasche ein kleines Etui, darin das feine Werkzeug der Hausfrau: Nähnadel, Zwirn, Schere und verschiedene Knöpfe, enthalten war.

Glücklicherweise gibt es nicht viele solcher Haushaltungen; aber, aber — wenn auch nicht gerade Nähnadel und Zwirn fehlen, das Werkzeug der Hausfrau ist nur zu oft nicht in dem Zustande, wie es sein sollte.

Und warum wohl? Viel zu wenig wird von seiten der Mütter auf die Wichtigkeit ordentlichen Werkzeuges hingewiesen, dem Gatten wie den Kindern gegenüber. Wenn der Vater Handwerker ist, ei, der braucht sein Werkzeug, daran ist nicht zu zweifeln. Der Kaufmann hat seinen Laden oder sein Kontor, wo alles ordentlich beisammen sein muß, was zum Beruf gehört; der Gelehrte hat sein Studierzimmer mit Büchern oder Meßapparaten, sein Laboratorium, seine Instrumente; der Künstler Farben und Stifte, Noten und Musikinstrumente, und was der Werkzeuge mehr sind.

Und die Hausfrau, die auf so vielen Gebieten tätig sein muß? — Nun, sie hat ihre Küche, sie hat auch ihre Nähmaschine, ihren Nähtisch. Stopfkörbchen, Waschbretter und was alles noch. Ist das nicht genug?

Freilich, freilich, genug ist es schon, wenn nur den Gegenständen auch die richtige Würdigung zuteil würde! Von der Familie und von der Hausfrau selbst. Und davon wollte ich heute reden.

Die Küche ist das Laboratorium der Hausfrau. Denn wie ein Chemiker muß sie darin hantieren, muß zusammenstellen, muß durchseihen, rühren, zerkleinern, kochen, dämpfen und durch all diese Arbeiten die nötige Nahrung für sich und die Familienmitglieder schmackhaft und bekömmlich herrichten. Aber sie muß auch reinigen und säubern, damit ihre Instrumente bei der nächsten Arbeit wieder recht instand sind; und hat sie dazu einen Laboranten — hier Dienstmädchen oder Aufwartefrau genannt —, so muß sie diesen Gehilfen überwachen. Und wie ein Chemiker seine Geräte, so muß auch die Hausfrau ihre Töpfe und Tiegel, Messer und Löffel, alles was sie braucht, pflegen und hüten.

Reinlichkeit und Ordnung, das ist die Hauptbedingung in der Wirtschaft. Aber die Frau soll auch Freude an ihrer Werkstatt haben. Wer während des Kochens Tisch und Stühle, Schrank und Bank vollgestellt hat, so daß in der Küche kein leeres Fleckchen mehr zu sehen ist, ist keine Hausfrau, wie sie sein soll. Jedes Gebrauchte sofort an seinen Platz! Das ist eine Hauptregel. Ob ich die Kaffeemühle auf dem Tische stehen lasse oder sie sofort an ihren Platz befördere, ist ganz dasselbe. Ob ich den gebrauchten Teller in das Aufwaschfaß lege oder ihn an unrechten Ort bringe, dauert nicht um eine Sekunde länger. Wäre die Hausfrau, wie ein Chemiker, mit gefährlichen Dingen beschäftigt, die äußerste Ordnung und Sauberkeit zur Pflicht machen, so würde oft Leben und Gesundheit der Familie arg gefährdet sein. Und wie wäre in einer Apotheke das Arbeiten möglich, wenn nicht alles aufs sauberste und ordentlichste aufgeräumt und beschrieben wäre?

Nun das Näheckchen. Ich habe bei sonst ordnungsliebenden Frauen den Nähtisch, den Nähmaschinenkasten als einen wahren Rumpelkasten gefunden, wo alles durcheinanderlag, verfitzter Zwirn mit Stoffresten, Nadeln und angefangenen Arbeiten im bunten Wirrwarr. Ist das nötig? Ich meine, die Gegenstände, nach einem gewissen Grundsatz geordnet, erleichtert das Arbeiten, erspart Zeit und schont das teure Werkzeug. Manche Hausfrau besitzt schöne Hüte, seidene Strümpfe, teure Handschuhe. Aber mit dem Werkzeug sieht es böse aus, da muß alles bis aufs letzte abgenutzt und abgearbeitet werden.

Das soll nicht sein. Lieber etwas weniger an Putz und Staat wenden und dafür das Werkzeug des täglichen Bedarfs, das doch zum Beruf der Hausfrau gehört, ersetzen und ergänzen! Ferner soll den Kindern vor dem Werkzeug der Mutter Respekt eingeflößt werden. Es ist kein Spielzeug, kein Zeitvertreib müßiger Stunden, sondern dient ernster, wichtiger Arbeit!

Fallen und Irrwege unserer Rechtschreibung.

Dieser Tage wurde ich vor ein schwieriges Problem gestellt. Mir kam ein Buch ins Haus, das den Titel trug: „Mutterlos." — Mutterlos? dachte ich. Aha, wahrscheinlich behandelt es die Schicksale der Frühverwaisten, die mutterlos aufwachsen. Ich ließ das Buch liegen, da ich gerade keine Zeit hatte, es zu lesen. Aber der Titel spukte in mir. Sollten es wirklich die Schicksale der Mutterlosen sein? Konnte man nicht ebensogut annehmen, es wäre die Darstellung des Mutterloses, des Schicksals einer Mutter? Ein Wirrwarr der Begriffe, den die Rechtschreibung angerichtet hat, indem sie dem Worte Loos (Schicksal) das ihm zukommende zweite O nahm. Es erscheint fraglich, ob die Orthographie bzw. ihre verantwortlichen Väter Duden und Erbe, der ebenfalls ein Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung herausgegeben hat, berechtigt sind, willkürlich mit der Orthographie umzugehen, so daß Irrtümer zu Zeiten unumgänglich sind. Die Nachsilbe „los" und das Wort Los ergeben aber nicht die einzige Gelegenheit zu Irrtümern. Sehr spaßhafte Möglichkeiten läßt auch das Wort Masse zu, wenn man es beispielsweise auf der Schreibmaschine (Antiquaschrift) hervorzaubert, wie auch in machen in Antiqua gedruckten Büchern. Es sind die Massen nicht von den Maßen zu unterscheiden, während man, wenn man den Maaßen ein zweites a zubilligt, aller Fährlichkeiten ledig wäre.

Ganz abgesehen davon legt die heute übliche Orthographie auch dem Gebildeten so viele Fallstricke, daß neuerdings ein Gesellschaftsspiel, das seines Reizes nicht entbehrt, in Aufnahme gekommen ist: man diktiert den Anwesenden einen Satz, in dem einige der verhängnisvollsten Wörter vorkommen, und siehe da: auch die Uebermütigsten werden ganz klein, wenn ihnen an Hand des Duden bewiesen wird, daß ihr Satz von Schreibfehlern wimmelt, obwohl sie sich auf ihre Orthographie etwas zugute tun. Wie ist es zum Beispiel mit dem Worte „gleisnerisch"? Zuckt es einem nicht in der Feder, ihm noch ein zweites s zu gewähren, weil einem die Ableitung von dem Worte gleißen gegeben zu sein scheint? In diesem Falle hat die amtliche Rechtschreibung allerdings recht, denn trotz dem sinngemäßen Zusammenhang, den das Wort mit gleißen zu haben scheint, werden wir belehrt, daß gleisnerisch aus dem Mittelhochdeutschen kommt und so viel wie heuchlerisch bedeutet. Ein Wort, das ebenfalls 99 Prozent aller Leute falsch schreiben, ist „Mesner" — ich sehe schon die empörten Gesichter: es heißt doch „Meßner", der Mann der mit der Messe zu tun hat? Weit gefehlt — Mesner kommt von dem lateinischen mansio, heißt also eigentlich Hausmeister. Also der Zusammenhang mit „Messe" ist nur zufällig! In diese orthographische Falle gehen unendlich viele Mäuse.

Ein böses Versehen macht aber die Rechtschreibung, wenn sie die Nachsilbe „sälig" zu „selig" macht. Liest man das Wort „mühselig", so denkt man, es solle sich darum handeln, die Seligkeit der Mühe auszudrücken — aber weit gefehlt: das Wort ist unmittelbar abgeleitet von Mühsal, müßte also allen Regeln zufolge mit einem „ä" geschrieben werden; richtig ist, zu schreiben: mühsälig, armsälig, scheusälig (ein Wort, das Erbe z. B. überhaupt nicht kennt, obwohl es allgemeiner Sprachgebrauch ist). Irreführend in der Schreibweise ist das Wort „schneuzen", das jeder vernünftige Mensch „schnäuzen" schreiben würde, weil sein Zusammenhang mit Schnauze jedem, außer vielleicht dem Amtsschimmel, klar einleuchtet. Warum sollen wir eine unorganische Schreibweise haben? Ein Wort, über das ebenfalls fast alle Menschen straucheln, ist „durchbleuen" — „durchbläuen" klingt so viel anschaulicher, man sieht die blauen Flecke sozusagen plastisch vor sich. Hier allerdings liegt die Schuld wieder bei den Schreibenden, da der Zusammenhang von „bleuen" mit „Bleuel" = Klopfholz wohl nicht von der Hand zu weisen ist. Es bliebe nur zu begründen, ob man früher nicht auch diesen Bleuel mit äu geschrieben hat.

Rechtschreibung darf nicht stillstehen, sonst rostet sie! Wo sie dem Sprachgefühl nicht Genüge tut, ist es eine armsälige Sache um sie — darum sollte jeder, dem einmal Gedanken kommen, sie zusammentragen und den Großsiegelbewahrern der deutschen Rechtschreibung vorlegen, nur auf diese Weise können wir zu der Orthographie kommen, die sinngemäß ist.

Nur aus Wolle!

Durch Stricken und Häkeln wurde bereits zu Zeiten unserer Urahnen jede Mußestunde ausgefüllt, um den Bedarf an wärmenden Kleidungsstücken für die Familie zu decken. Erst viel später gesellte sich die Stickkunst zur Verarbeitung des Wollgarnes zur Handarbeit dazu. Alle möglichen Gebrauchsgegenstände und Kleidungsstücke erhielten durch farbenfreudige Stickereien den ihnen zukommenden Schmuck. Es ist darum zu begrüßen, daß in den Vobachschen Handarbeitsbücher-Serien wieder einige Neuerscheinungen zu verzeichnen sind, die der These „Schmücke dein Heim" im Sinne geschmackvoller Kleiderkultur und Heimkunst nachkommen. „Alles aus Gitterflausch," Nr. 132 (75 Pf.), darf man in erster Linie hier anführen. Was ist Gitterflausch? Es ist ein etwa 100 Zentimeter breites, leichtes, weich wie Federflaum sich anfühlendes Gewebe aus Wolle mit der Struktur des Kanevas, daher der Name „Gitterflausch". Die Verarbeitung des Gitterflausches und Vorlagen zum Besticken zeigt dieses Heft genau. Zwei weitere Sticktechniken bringen Heft 135: „Kelimstickereien" (75 Pf.) und Band 43: „Gobelinstickerei" (M. 1,50), die mit dem Heft 129: „Smyrnaknüpfereien" das gesamte Gebiet der Teppiche, Wandbehänge und Gobelins behandeln. Besonders anziehend darin ist neben den wiedergegebenen modernen Mustern und Motiven die bildliche und technische Darstellung alter orientalischer Teppiche und bekannter französischer Gobelins des 18. Jahrhunderts, die sich durch die in den Heften gegebenen Anleitungen auf Kanevas leicht nacharbeiten lassen. Ein weiterer Band 42: „Gestickte Zimmergarnituren" (M. 1,50) bringt Vorlagen für jeden Gebrauch und Zweck in verschiedenen Weiß- und Buntstickereien in reichhaltiger Auswahl der Muster und Motive für Wohn-, Schlaf-, Eßzimmer, für Küche und Bad und Nebengelaß. Gern wird die freudig schaffende Hand sich dieser ausgezeichneten Vorbilder bedienen. Alle oben erwähnten Handarbeitshefte und -bücher sind im Verlage W. Vobach u. Co., GmbH., Leipzig, jüngst erschienen und durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Berufsfragen. Der Verlag Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen, läßt seinem Buch „Frauenberufe" eine Broschüre folgen: „Verdienstmöglichkeiten der Frau", ein Wegweiser für nicht vorgebildete Frauen aller Stände, von Frida Baumgarten, Preis 2 RM., 128 Seiten. Es ist ein immerhin dankenswertes Unternehmen, alle irgend möglichen Wege zum Erwerb und Verdienst für Frauen anzugeben, die bisher nicht gezwungen waren, einem Verdienst nachzugehen und sich nun plötzlich genötigt sehen, dies zu tun, ohne eine Vorbereitung für einen Beruf genossen zu haben. Vorhandene Talente und Fertigkeiten müssen plötzlich nutzbar gemacht werden und zum Broterwerb helfen, statt, wie vordem, nur der eigenen Freude zu dienen. Das Büchlein gibt nun allerlei Ratschläge, wie dies anzufangen sei. Mögen einzelne davon auch Staunen wecken, wie etwa der, als Notenblattwenderin bei Konzerten oder als Bridgelehrerin nach Verdienst zu suchen, so sind doch andererseits viele sehr praktische Winke gegeben und kaum eine der Möglichkeiten vergessen, die sich der schon etwas älteren, beruflich nicht vorgebildeten Frau der verschiedensten Stände bieten könnten. 48 solcher Wege werden gezeigt und genau beschrieben, und man kann nicht umhin, der Verfasserin Kenntnis der Verhältnisse und klare Sachlichkeit im Darlegen derselben zuzugestehen. Das Büchlein dürfte gar mancher ratlos vor dem bitteren Muß stehenden Lebenskämpferin ein guter Ratgeber werden.

Die praktische Hausfrau.

Farbige Waschseiden-Kleider hüllt man nach der Wäsche in ein trockenes, weißes Tuch und plättet sie, so lange sie noch etwas feucht sind.

Regenflecke entfernt man aus empfindlichen Stoffen, indem man etwa ein halbes Liter Regenwasser in eine Flasche gießt, für 20 Groschen Weinsteinöl darunter mischt, die Flüssigkeit gut durcheinanderschüttelt und eine halbe Stunde stehen läßt. Nun taucht man ein reines Läppchen in dieses Wasser, übertupft die Regenflecken damit, überstreicht dann den Stoff mit einem anderen trockenen Lappen dem Striche nach und überfährt ihn mit einem warmen Bügeleisen, drückt ihn gut aus, rollt ihn zwischen zwei leinene Tücher und trocknet ihn möglichst schnell.

Die winterharten Chrysanthemen lassen sich als Schnittblumen in einer Vase wochenlang frisch erhalten, wenn man das Stengelende einer jeden Blüte mit einem Hammer breitschlägt, etwa faulende Blätter täglich entfernt und täglich frisches Wasser in die Vase gibt.

Gelbgewordenes Leinen bekommt man wieder weiß, indem man es in kaltes Wasser bringt, dem man auf das Liter einen Eßlöffel gereinigten Weinstein beigegeben hat; man läßt es dann eine Nacht über in dieser Lösung liegen und wäscht es dann auf normale Weise.

Für die Küche.

Nudelpfannkuchen. Man koch ½ Pfund Hausmacher-Eiernudeln in mildgesalzenem Wasser weich und läßt sie auf einem Durchschlag abtropfen. In einer Schüssel verrührt man drei Eigelb mit einem Löffel Mehl und einer kleinen Tasse Milch, vermengt die Nudeln damit und zieht den festgeschlagenen Schnee der Eier hindurch. In einer Stielpfanne läßt man Schmalz gut heiß werden, schüttet die Masse hinein und bäckt sie bei nicht zu starkem Feuer, anfangs zugedeckt, auf beiden Seiten schön braun. Man bestreut den fertigen Nudelpfannkuchen mit Zucker und Zimt und gibt geschmortes Obst oder Weintunke dazu. Dieses Gericht schmeckt auch kalt gut.

Gänseschwarzsauer. Zum Gänseschwarzsauer nimmt man das sogenannte Klein der Gans, Flügel, Hals, Herz und Magen, auch die gebrühten abgezogenen Füße, setzt alles in einer Kasserolle mit etwas Wasser, einem Stückchen Butter, zwei Zitronenscheiben, Salz, einigen in Scheiben geschnittenen Zwiebeln und Suppenkraut auf, kocht das Fleisch darin gar, streicht die Brühe durch ein Sieb, gibt etwas geriebene Semmel, etwas Zucker und Pfeffer dazu und läßt das Fleisch noch einige Minuten darin ziehen. Das Blut der Gans, welches man in etwas Essig aufgefangen und beiseite gestellt hatte, kocht man indessen mit etwas Brühe, in der das Fleisch gar wurde, auf, kocht darin 1 Pfund Backobst gar, fügt 1 bis 2 Teelöffel Maggiwürze dazu, sowie einige in Wasser abgekochte Mehlklöße, gibt das Gänsefleisch ebenfalls hinein und trägt alles auf einer Schüssel auf.

Rote Grütze. Ganz vorzüglich schmeckt diese sehr beliebte Speise, wenn man zu ihrer Bereitung Johannisbeersaft, Himbeersaft, Kirschsaft und Wasser zu gleichen Teilen nimmt. Man läßt die Mischung ans Sieden kommen, gibt einen kleinen Stich Butter hinzu und zieht den Topf vom Feuer, um unter gutem Rühren grobkörnigen Grieß hineinlaufen zu lassen. Die Masse muß man langsam ungefähr eine Viertelstunde kochen, darf aber nicht zu steif werden. Man gibt sie zum Erkalten in eine kaltumspülte Porzellanform, aus der man sie vor dem Gebrauch stürzt. Eine Vanilletunke eignet sich am besten dazu. Auf 1 Liter Flüssigk[illegible]chnet man etwa 200 Gramm Grieß.

Freund der Kinderwelt.

Von der Ameise und von der Grille.

Von Steinhoewel und Simrock.

Zur Winterszeit zog eine Ameise ihr Korn, das sie den Sommer über eingetragen hatte, aus der Höhle, um es an der Luft zu trocknen. Da kam eine hungrige Grille zu ihr und bat sie um Speise, damit sie am Leben bliebe. Da sprach die Ameise zu ihr: „Was hast du im Sommer getan?" Die Grille antwortete: „Ich bin nicht müßig gegangen; ich bin hin und her durch den Zaun gesprungen und habe gesungen." Da lachte die Ameise, verschloß ihr Korn und sprach: „Hast du im Sommer gesungen, so tanze im Winter."

Das Märchen von den 25 Bohnenstangen.

Da sind im tiefen Wald einmal fünfundzwanzig schöne Tannenbäumchen gewesen. Denen hat es nicht mehr gefallen im grünen Wald, und sie haben gesagt: „Jetzt wollen wir in die weite Welt gehen. Der Wald ist uns zu grün, der Wald ist uns zu tief." Und in einer Nacht da haben die fünfundzwanzig Tannenbäumchen ihre Wurzeln aus der Erde genommen und sind in die weite Welt gegangen. Was waren das dumme Tannenbäumchen! Aber sie sind auch noch so jung gewesen und haben gemeint, in der weiten Welt wäre es schöner als im dunklen, grünen, tiefen Wald.

Und wie sie so durch die weite Welt gingen, da hatten sie auf einmal Hunger. Und sie sind in der Stadt in ein Gasthaus gegangen und wollten etwas zu essen haben. Da hat der Wirt ihnen eine Erbsensuppe gebracht. „O weh," haben die fünfundzwanzig Tannenbäumchen gesagt, „gibt es denn hier keinen Tau?" — „Nein, den gibt es nicht in der weiten Welt." Da haben die Tannenbäumchen die Erbsensuppe stehen lassen und sind weitergegangen. Und sie sind an ein Haus gekommen, daraus roch es so schön nach Tannenharz, und die fünfundzwanzig Tannenbäumchen sind nur so herumgesprungen vor Freude. Und dann haben sie an die Haustür geklopft. Und wie der Mann von dem Hause herausgekommen ist, da haben sie ihn gefragt:

„Mann vom Häuschen Tannenharz,
Können wir nicht bei dir wohnen?
Wir wollen gern dein Häuschen kehren,
Deine kleinen Kinder lehren,
Erzählen von dem grünen Wald,
Und im Winter, wenn es kalt,
Dir den Ofen schüren . . ."

„Ei ja," hat der Mann gesagt, „kommt nur hereinspaziert, zum Ofenschüren kann ich euch gerade brauchen." Und er hat die Tür weit aufgemacht. Da haben die Tannenbäumchen hineingeschaut in das Häuschen, da war das Haus eine Sägemühle. Da haben die Tännchen gesehen, wie in der Sägemühle die schönen, dicken Tannen zersägt wurden. Und wie sie das gesehen haben, da sind sie schnell davongelaufen, die fünfundzwanzig Tännchen. Die ganze Nacht sind sie gelaufen. Und am anderen Morgen sind sie so hungrig gewesen und so durstig, daß sie beinahe nicht mehr gehen konnten. Und sie haben sich ein bißchen auf die Straße gesetzt und haben geweint, daß sie nicht mehr im tiefen Walde waren. Und wie sie so an der Straße hockten, da ist ein Schutzmann gekommen, der hat gesagt: „Hier darf man nicht stehen bleiben!" und hat sie fortgejagt. Und die armen Tannenbäumchen sind schnell über einen Zaun gesprungen in einen Garten. Da ist gleich der Gärtner gekommen und hat gesagt: „Ei, euch kann ich gerade brauchen! Ich will mir eine feine Tannenhecke machen!" Und er hat geschwind eine große Schaufel und eine große, große Schere geholt. Wie aber die Tännchen die große Schere gesehen haben, da haben sie sich sehr gefürchtet und sind wieder davongelaufen, sind den ganzen Tag gelaufen. Und in der Nacht hat es geschneit. Da ist es Winter gewesen. Und die armen Tännchen haben an ihren schönen Wald gedacht: „Jetzt wollen wir wieder in den tiefen, dunklen, grünen Wald. Da gehen jetzt die Zwerge zwischen den Tannen her, und die Frau Holle bestreut den grünen Wald mit weißem Schnee!" So haben sie gesagt, und dann sind sie wieder weitergegangen. Aber jetzt konnten sie den Wald nicht mehr finden, weil die Wege alle verschneit waren. Und sie haben sich auf ein Feld gesetzt und gelbes Harz geweint.

Und wie sie so geweint haben, da ist der Knecht Rupprecht dahergekommen. Der ist in der Stadt gewesen und hat des Abends durch die Fenster geguckt, ob die Kinder auch artig wären. Und er hat zu den fünfundzwanzig Tannenbäumchen gesagt: „Was macht Ihr denn so spät in der Nacht noch allein auf der Straße?" — „O guter Knecht Rupprecht," haben die Tännchen gesagt, „wir sind aus dem grünen Wald in die weite Welt gegangen; und nun ist die weite Welt so häßlich, darum wollen wir wieder in unseren Wald. Aber nun finden wir den Weg nicht mehr!" — „Ja," hat der Knecht Rupprecht gesagt, „das geschieht euch gerade recht! Warum seid Ihr nicht in dem schönen grünen Wald geblieben? Aber der Wald ist weit, und dahin kommt Ihr jetzt doch nicht mehr zurück. Darum will ich euch mitnehmen! Und der gute Knecht Rupprecht hat alle in seinen großen Sack gesteckt, hat den Sack wieder auf seine Schultern getan und ist in den Himmel gegangen. Da haben ihm die Engel den Schnee vom Mantel abgeklopft, haben ihm die Stiefel abgezogen und ihm dicke warme Pantoffeln gegeben. Damit ist der Knecht Rupprecht zum Christkind gegangen, hat die fünfundzwanzig Tannenbäumchen aus dem Sack auf die Erde geschüttet und hat gesagt: „Hier, heiliges Christkind, hab' ich dir ein paar Christbäumchen mitgebracht. Die sind fortgelaufen aus dem Wald und haben sich in der weiten Welt verirrt." Da hat sich das Christkind sehr gefreut. Und wie Weihnachten war, da hat es die fünfundzwanzig Tännchen alle mitgenommen, hat mit seinen Engeln bunte Kugeln daran gehängt und rotgelbe Aepfel und viele Kerzchen draufgesteckt. Und da sind die fünfundzwanzig Bäumchen Christbäume gewesen. Und das Christkind hat sie den Kindern gebracht. Da haben sich die Kinder gefreut, da haben sich die Bäumchen gefreut.

Aber wie Weihnachten vorbeigewesen ist, da waren die Kerzchen abgebrannt. Da sind die bunten Kugeln fortgenommen worden von den Bäumchen, da sind die grünen Nadeln abgefallen von den Zweigen. Und die Tannenbäumchen sind in die Keller geworfen worden. Und keiner hat mehr an sie gedacht. Nur die Großmutter vom alten Haus, die hat ihre Märchenbrille auf die Nase gesetzt. Und da hat sie gesehen, wie die armen Bäumchen in den Kellern gelegen haben und traurig waren. Und sie hat ihr Hütchen aufgesetzt und ist zu den Leuten gegangen und hat ihnen alle Tannenbäumchen abgekauft. Da freuten sich die Tännchen, daß sie wieder zusammen waren. Und die Großmutter hat ihnen die trockenen Zweige abgeschnitten, und da waren die fünfundzwanzig Tannenbäumchen fünfundzwanzig schöne lange Bohnenstangen. Und die Tannenbohnenstangen, Kinder, die sind wir, die Bohnenstangen vom alten Haus. Und nun ist unser Märchen aus.

Der lahme Bettler und der erschreckte Bär.

Von Josef Blau.

Meine Großmutter hatte wieder von ihrer Großmutter die Geschichte gehört, wie ein krumper Bettelmann das Rennen gelernt hat.

Da lebte einmal in Hammern hinten ein alter Bettelmann. Dem war einmal die Hacke ins Knie gefahren, und er mußte seitdem an zwei Stecken gehen. Die Kinder hießen ihn deshalb den Steckerlmann. Er humpelte so stark, daß er mit seinem gesunden Fuße immer fest aufstampfte, während der nächste Tritt immer recht leise nachfolgte. Einmal wollte er sich Pech aus dem Walde holen, um es auf den kranken Fuß zu legen. Wie er so von einem Baum zum andern hinkte und immer an den Stämmen hinaufsah, fiel sein schwerer Tritt auf etwas Weiches auf, das sich rührte, einen gewaltigen Brummer tat, aufsprang und entlief. Der Mann war einem Bären auf den Kopf getreten. Noch mehr als der Bär war aber der Steckerlmann erschrocken. Der fuhr aus den Holzschuhen, warf seine Krücken weg und rannte nach der anderen Seite davon, so schnell es ging.

Als er wieder zu Atem gekommen war, kam es ihm zu Verstande, daß der Lauf auch ohne Krücken gelungen war. Von der Zeit an ging der Mann ohne Krücken herum und trat so gleichmäßig auf wie andere Leute.

Aus dem Jahrbüchlein „Die Wünschelrute"
der Zeitschrift „Heimatbildung" 1924.

Rätsel.

2—3 bedeuten einen Ort,
Du triffst den Bauersmann oft dort,
Da wird gedroschen und geputzt,
Und treu der Tag auch ausgenutzt,
Setzt du zwei Laute nun voran,
Sieht sich die Sache anders an:

Es strecken sich von Turm zu Turm,
Zum Nachbar drüben Fühler aus,
Gleich langen Fäden, dünn und fein,
Die fangen Wunderdinge ein;
Und tönen sie dir an das Ohr,
So rufen Staunen sie hervor.